Sonntagsblatt

Unterhaltungsbeilage

zur Saar-Zeitung

„Es geht auch ganz gut ohne Religion."

Leichtsinnig im höchsten Maße frivol und frech, ist das Wort, das man des öfteren hören kann, wo materialistisch gesinnte Menschen ihren Gefühlen der Religion gegenüber die sie glauben entbehren zu können. Ausdruck geben. „Mir geht es ganz gut, auch ohne Religion" sagte mir eines Tages ein reicher Gutsbesitzer und er fügte noch hinzu: „Es gibt Leute genug, denen es ganz gut geht, auch ohne Religion."

Sollte dir jemand so sagen, dann antworte: Wenn das auch wahr wäre, dann würde es gar nichts gegen die Religion und ihre Notwendigkeit überhaupt beweisen, und ob du immer so denken und sprechen wirst, weiß man auch noch nicht. Erst recht beweist dieser Ausspruch nicht, daß du auf dem rechten Wege bist. Du weißt sogar nicht einmal, wie schlecht es dir geht und wie schlecht es dir einmal gehen wird, wenn du bei dieser Denk- und Handlungsweise bleibst.

Wenn jemand sich wohl und behaglich findet ohne Religion, so beweist das nicht das Mindeste gegen die Religion. Sie ist ja kein Rezept für irdische Wohlfahrt, für Gesundheit, und gewerbliches Vorankommen. Es könnte jemand, der sehr religiös ist, dabei recht arm und elend daran sein, und umgekehrt ein Religionsverächter körperlich und geistig wohl, wohlhabend und frei von Leid und Unglück sein. Folgt daraus irgend etwas gegen oder für die Religion? Das Einzige, was aus Letzterem gefolgert werden könnte, ist, daß man ungestraft sich hinieden Gott entziehen kann, sich um ihn nicht kümmern kann, ohne direkt Verluste an Hab' und Gut fürchten zu müssen; aber doch nicht, daß man das darf.

Aber was ist das für ein „Glück" und für eine Zufriedenheit, die jemand ohne Gott, ohne Glauben, ohne Religion genießt? — Wie das Herdentier, das einherzieht, den Kopf zur Erde gesenkt, das genug hat an den armseligen Halmen, die es hie und da im Staub erhascht, so ist fürwahr der Mensch, der nicht nach Höherem trachtet als nach dem Genügen der äußeren Lebensbedingungen. Das arme Herdentier frißt, säuft, kaut,, kaut wieder, verdaut, schläft; das ist alles. Es ist in seiner Art glücklich, bis es aufgezehrt wird. Es hat auch kein höheres Verlangen, kein edleres Bedürfnis. Des Menschen Herz aber ist für Gott geschaffen, und es ist unruhig und findet sein wahres Glück endgiltig nicht, bis es Gott findet und in ihm ruht.

Diesem im Menschenherzen tiefgegründete Verlangen kann man wohl vorübergehend unterdrücken, und nur zu leicht geht der nichtreligiöse Mensch dazu über. Nach und nach wird es ihm, als hätte er wirklich nichts mehr außer irdischem Besitz, leiblicher Gesundheit und ein bißchen Ehre vor den Menschen notwendig, um glücklich zu sein. „Es geht mir ja gut, auch ohne Religion", so meint er. Ach, es ist nicht wahr, eine Täuschung wie bei dem armen Schwindsüchtigen, der täglich sich wohler fühlet, im selben Maß, als die Gesundheit schwindet. Hier hat etwas anderes die Schwindsucht; ein Lebensorgan zum übernatürlichen Leben, das die Himmelsluft einatmet, verkümmert.

Wer die Religion von sich wirft, darf wahrlich nicht sagen: „Mir geht es ganz gut", er müßte wenigstens einschränkend hinzufügen: „äußerlich." Aber dieses äußerliche Wohlergehen hat sehr enge Grenzen, in vielen Gefahren und Wechselfällen unterworfen und kann auf die Dauer einen Menschen, der nicht unter seine Würde herabgesunken ist, nicht wirklich glücklich und zufrieden machen.

Nein, nirgendwo, wo Gott fehlt, und wo die Religion fehlt, kann es gut gehen. Religionslosigkeit ist ein überaus folgenschweres Uebel beim Einzelmenschen, erst recht in den Zusammenfassungen von Menschenwesen, Familie, Gemeinde, Volk, Staat, Nation. Religionslosigkeit ist für ein Volk schimmer alls ein verlorener Krieg. Sie mordet ein Volk, denn sie demoralisiert es, was ein verlorener Krieg nicht müßte. „Nehmt dem Volk die Religion", so schrieb am Anfang des 19. Jahrhunderts der Minister Portalis, „was wollt ihr dann an die Stelle setzen? Es wird auch kein Vaterland mehr kennen, keine innere Anhänglichkeit an die Nation. Man muß im Namen der Geschichte, gestützt auf die Tatsachen der Vergangenheit und Gegenwart, dagegen protestieren, wenn jemand behaupten würde, ein Volk sei auf dem Wege zu seinem Glück, wenn es die Religion abwirft. Nein, es ist dann vielmehr auf dem Wege zu seinem Verfall." — Dieselbe Wahrheit gilt für den einzelnen Menschen, der glaubt, zu seinem Glück beizutragen, die Religion mit dem Satze abwirft, den wir erwähnt haben.

Doch das Gegenteil darf jeder sagen, der seine Religion bewahrt und treu übt: Ich habe Religion, und dabei befinde ich mich wohl und bin recht glücklich. Sie hindert mich in keiner Weise, jedes irdische Glück zu erwerben und zu besitzen. Nirgendwo stört sie meine Wohlfahrt und Zufriedenheit, Mein Seelenleben, mein häusliches, mein Familien- und mein Geschäftsleben gedeihen, wenn ich meiner Religion nachlebe. Mein Gewissen ist ruhig, mein Leben ist geordnet, mein Kreuz und endlich auch mein Tod wird mir durch sie leichter.

P. W.

Die schöne Frau und der Bucklige.

Skizze von Else Stahl-Allenstein.

Die schöne Frau saß im Strandkorb. Im Sande ihr zu Füßen lag ein englischer Gesandtschaftsattache und einer der vielen Kronprätendenten vom Balkan.

Die schöne Frau trug ein ganz dünnes Gewand von berauschend blauer Farbe. Um die Schultern hatte sie einen purpurrot flammenden Schal geschlagen. Das sah wunderbar aus und machte sie noch schöner.

Wie ein verwehtes leuchtendes Blütenblatt schmiegte sich die schöne Frau an die Wände des Korbes, der nach dem Meere zu offen war, und schaute aus kühnen Augen, vor denen es wie ein feiner Schleier hing, mit einem rätselhaften, nachdenklichen Staunen auf das leise, ungeduldige Atmen der See.

Unten am Strande saß der Bucklige und grub seinen großen Kopf in ein aufgeschlagenes Buch.

„Wenn sie doch einmal hersehen möchte!" dachte der Bucklige, ein einziges Mal!

Sein Blick ging über die Zeilen; aber er sah nichts. Seine schmalen, schönen Hände griffen unstet in den Sand.

„Wer ist sie?" dachte der Bucklige, „woher kommt sie? Was will sie? Ach, Narr! Narr! Was soll sie in einem Bad? Wer ist sie?"

Er hob den Blick, scheu, angstvoll. Die schöne Frau sprach mit dem Attache. Sie lächelte.

„Was sagt sie?" dachte der Bucklige, „wie sie lächelt! Um solchen Lächelns willen verließ Adam das Paradies. Welches Paradies verwürfe ich nicht, wenn ich für einen einzigen Tag kein Krüppel wäre —"

Er grub sich wild in den Gedanken hinein.

„Aus ihrer Schönheit glüht mächtig ein Verwandtes in meine Häßlichkeit hinein. Wie leicht wäre es mir, sie zu gewinnen, wenn ich kein Krüppel wäre —"

Er sprang auf und trug seine kleine, bucklige Gestalt mit großen, grotesken Schritten auf und ab.

„Ich kann deinen Blick deuten und dein Lächeln! Ja, ich, ich — oh, du Abendteuerin der Seele! Aber es nützt dir nichts. Du wirst einsam bleiben. Denn ich bin bucklig. Hörst du? Ich bin bucklig! Bucklig!"

Hinter ihm klang ein Lachen. Er wandte sich jäh. Der Attache und der Kronprätendent lachten, daß ihre Körper schütterten. Ueber ihn?

Die schöne Frau sah, rätselhaftes Staunen in den kühnen Augen, stumm über das Meer.

Die Terrasse des Strandhotels herab schritt ein Herr in weißem Anzug. Er trat vor die schöne Frau und küßte ihr die Hände, beide Hände.

Die schöne Frau wechselte die Farbe und lächelte.

Der Bucklige warf sich mit dem Gesicht erdwärts in den Sand, sodaß sein hoher, spitzer Buckel sich wie ein grausames Fragezeichen gegen die blaue Luft und das blaue Meer abhob.

Die schöne Frau sagte: „Ich habe schon lange auf dich gewartet mein Freund!"

Die schöne Frau und der Herr in Weiß gingen Arm in Arm den Strand entlang. Der Attache und der Kronprätendent folgten wie respektvolle Hunde. Ganz weit hinten kroch ein schwarzer, unförmlicher Klumpen auf zwei dünnen Beinen nach.

Die schöne Frau und der Herr in Weiß stiegen mit ihrem Gefolge die Uferklippen hinan, die turmhoch und steil ins Meer überhingen. Der Bucklige drückte sich in das struppige Gehölz

Der Herr in Weiß stand auf einem Felsvorsprung, ganz allein.

Der Bucklige sah den rätselvoll staunenden Blick der schönen Frau über Meer und Land fliegen. Er dachte: „O Inbrunst der Anbetung! Wie ich sie liebe — wie sie mich lieben würde —"

Unter der Klippe, auf der der Herr in Weiß stand, fiel langsam Geröll ab; in wenigen Minuten würde sie die Last des Menschen auf ihr in den Abgrund reißen.

„Vielleicht," dachte der Krüppel, „vielleicht könntest du selbst den Buckligen lieben —"

Mit feinem Klang sprang Stein um Stein unter der Klippe in die Tiefe.

Der Attache und der Kronprätendent bückten sich und schauten hinunter. Langsam richteten sie sich wieder auf und schauten einander an. Wortlos. Sie regten sich nicht.

Mit feinem Klang sprang Stein um Stein unter der Klippe in die Tiefe.

„Mein Herr," sagte der Bucklige und berührte den Arm des Herrn in Weiß, „die Klippe bricht —"

Der Herr in Weiß trat rasch zurück und sah hinunter. Die beiden Begleithunde standen bleich, mit starren Augen wie ertappte Meuchelmörder.

„Ich danke Ihnen!" sagte der Herr in Weiß und reichte dem Buckligen die Hand.

Er hat einen sanften Mund. Der Bucklige dachte: „Wie sie diesen Mund küssen mag —"

Die schöne Frau reichte ihm schweigend die Hand und richtete den Blick wie in nachdenklichem Erkennen auf ihn. Ueber ihr Gesicht lief ein zitternder Schein. Und dann lächelte sie. Ein Lächeln voll schwerer Süße und wissender Melancholie.

Plötzlich beugte sie sich vor und küßte den Buckligen.

Als sie fort waren, stand der Bucklige immer noch da, ein Lächeln freundlicher Höflichkeit wie eingefroren um die Lippen.

„Hier stand sie!" dachte er und seine Sinne begonnen zu schwinden.

Wie im Traum tastete er sich vorwärts.

„Und hier stand er," dachte er, „oh, wie schön ist es, daß ich ihn gerettet habe! Sie hat mich geküßt. Kann ich glücklicher werden?"

Plötzlich schwankte er. Dumpf polterte die Klippe herab. Vor die Füße der schönen Frau, die unten am Arm des Herrn in Weiß vorbeiging, stürzte in einer Wolke von Staub und Stein, mit gebrochenem Genick der Bucklige. Auf seinem klugen, schmerzvollen Gesicht stand ein sanftes Lächeln.

Keine Regel ohne Ausnahme.

Im allgemeinen wird dem Südländer und dem Neger noch besonders Arbeitsunlust, Trägheit nachgesagt. Daher ist es interessant, was der Apostel, Präfekt von Korolo über den ihm anvertrauten Volksstamm zu berichten weiß:

„Der Stamm von Nafara ist eine der großen Familien von Sienamana oder Senoufo. Er zählt mindestens 20 000 Seelen. Sehr einfach und anspruchslos von Natur, besitzen die Nafara eine vorzügliche Eigenschaft: die Liebe zur Arbeit. Das Acht-Stunden-Gesetz würde sicherlich kein Echo bei ihnen finden. Sie lieben ihre Scholle und man möchte sagen, daß sie sich von ihrem Boden nicht mehr trennen können. Von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang beschäftigen sie sich mit ihm mittels des „daba", einer Art Riesenhacke, ihrem einzigen Ackergerät. Sie unterbrechen ihre Arbeit nur, um in aller Eile ein leicht gepfeffertes, im Wasser aufgelöstes Hirsemehl hinunterzuschlucken oder auch um sich, jeder auf seine Weise, vor der Ortstrompete, die den ganzen Tag auf dem Arbeitsfeld in Tätigkeit ist, wieder ein wenig gelenkiger zu machen. Einige mehr oder weniger gut berechnete Sätze nach rechts, nach links und in die Luft, einige gefährliche Sprünge, wenig elegante Handbewegungen, zuweilen eine Beobachterstellung mit über der Brust gekreuzten Armen, darin besteht der ganze Tanz. Der Turnkünstler zieht sich zurück und während ein anderer ihn ersetzt, nimmt er wieder seine „daba" zur Hand, um die Erde weiter umzugraben.

Die Nafara und einige andere Stämme jener Gegend arbeiten immer gruppenweise. Je nach der Wichtigkeit der sie dingenden Personen, steigt die Zahl der Arbeiter im Verhältnis. Daher kommt es nicht selten vor, daß ein ganzes Dorf, mit Ausnahme der Greise und der ganz jungen Leute, für zwei bis drei Tage seinen Wohnort verändert. Manche Leute legen einen Weg von 25 bis 30 Kilometer zurück, um dem Häuptling des Nachbardorfes helfen zu können. Der Häuptling, der auf diese Weise die Hilfe seiner Nachbarn in Anspruch nimmt, schlachtet drei oder vier Ochsen, ein Dutzend Ziegen und ebenso viele Schafe. Das Ganze wird alsdann unter die Arbeiter verteilt. Nach Tagesschluß kehren die einen in ihr Dorf zurück, die andern verbleiben auf dem Feld unter dem Schutze der breiten Aeste eines großen Baumes. Alles nimmt dann ein in riesengroßen Flaschenkürbissen bereitetes saftiges Mahl ein, das rasch in den Tiefen des Magens verschwindet. Diese Mahlzeit, die einzige wirkliche des Tages, wird ziemlich spät eingenommen, wenn die Nacht seit zwei oder drei Stunden bereits ihre Schatten ausgebreitet hält. **Am nächsten Morgen um halb 5 oder 5 Uhr gibt das Tam-Tam das Zeichen zum Aufstehen.**